

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 2 Beilage zur Gleichheit 1915

Inhaltsverzeichnis: Manoh holder Morgen. Gedicht von William Shakespears. — Karoline Schlegel-Schelling. Von Anna Vos. — Die verbesserte Kochkiste. Von M. Kt. — Feuilleton: Beim Gemeindevorsteher. Von Jeppe Kaljaer. (Fortsetzung.)

Manoh holder Morgen.

Manoh holder Morgen stieg aus Finsternissen,
Mit Herrlichkeit die Höhen zu umwerben,
Mit goldnem Mund der Wiesen Grün zu küssen
Und blasse Ströme wunderfam zu färben;
Bis niederstes Gewölk am Himmelszelt
In trübem Schwarm sein Antlitz überzog,
Und er sich barg vor der verlassen Welt,
Und heimlich, ohne Zier, gen Westen zog.

William Shakespears.

o o o

Karoline Schlegel-Schelling.

Ein Lebensbild aus Deutschlands klassischer Zeit. Von Anna Vos.

„Hier ruhet Karoline Dorothea Albertine Schelling, geborene Michaelis. Das Grab der treuen und ewig Geliebten bezeichnet mit diesem Stein ihr hinterliebener Gatte Friedrich Wilhelm Joseph Schelling. Jedes fühlende Wesen stehe mit Andacht hier, wo die Hülle schlummert, die einst das edelste Herz und den schönsten Geist einschloß. Ruhe sanft, Du fromme Seele, bis zur ewigen Wiedervereinigung. Gott, vor dem Du bist, lohne Dir die Liebe und Treue, die stärker ist als der Tod.“ Diese schönen, tiefempfundenen Worte finden sich auf einem Grabstein des stillen Klosterfriedhofes zu Maulbronn. Viele Menschen wandern nach dem kleinen schwäbischen Städtchen, um die weithin berühmten Mauern des ehemaligen wundervollen Zisterzienserklosters zu bewundern. Wenige wissen, daß in ihrem Schatten eine der interessantesten, reizendsten Frauen ruht, die Freundin der größten Jahrhunderte. Der Gatte, der in der rührenden Grabinschrift seinem Schmerz Ausdruck zu geben suchte, war der berühmte Philosoph Schelling, Nächstes Nachfolger an der Universität Jena, dessen Denkmal in München steht. Er hat sich einen Namen durch seine „Identitätslehre“ gemacht, wie er sie insbesondere in seinem Buch von der „Weltseele“ vertritt, in der er die organische Weltanschauung entwickelt. Nach ihr ist das All ein einheitlicher, innerlich lebendiger Zusammenhang, der in jedem Teil seinen Ausdruck findet, und in den sich jeder Teil, jedes Ding und Geschehen einfügt.

Karoline, wie wir sie kurz nennen wollen, gehört zu den Frauen, die viel geschmäht und viel gepriesen wurden. Sie fiel aus dem Rahmen der Alltäglichkeit, war eine Individualität, die es wagte, ihr eigenes Leben leben zu wollen, ihrer Natur und Veranlagung zu folgen. Das erregte natürlich Anstoß in den Kreisen, in denen sie lebte, und paßte nicht in die Zeit, der sie angehörte. Man suchte damals noch den Frauen möglichst enge Grenzen zu ziehen, ihnen einen eng beschränkten Wirkungskreis zuzuweisen. Die Durchschnittsfrau galt als Ideal. Karoline aber tagte weit über den Durchschnitt hinaus. Sie hatte Freunde, die mit schwärmerischer Verehrung an ihr hingen. Sie wurde von diesen als bedeutende, geistreiche Frau gefeiert. Wilhelm v. Humboldt rühmte ihren hohen Geist. Aber auch die Zahl ihrer Reider und Feinde war groß. „Man mußte sie ganz oder gar nicht lieben“, schrieb Schelling nach ihrem Tode. Erst die Neuzeit bemüht sich, die eigenartige Frau in ihrem vollen Wert zu schätzen. Karolines Briefe sind zuerst von G. Waik, dann auch von Erich Schmidt und Ricarda Buch herausgegeben worden. Wir haben aus jener Zeit eine ganze Reihe von Briefen bekannter Persönlichkeiten. Man schrieb damals nicht im Telegrammstil unserer Tage. Man verwendete viel Zeit auf die Korrespondenz und bemühte sich, nicht nur die Ereignisse des Tages zu berichten, sondern man vertiefte sich in seine Gefühle und suchte diese zu schildern. Aus den Briefen Karolines lernen wir eine Frau von außerordentlicher Bildung und Begabung kennen, eine Frau, die die mannigfachen Interessen hatte und in freundschaftlicher Verbindung mit namhaften Persönlichkeiten stand. Es befanden sich darunter die hervorragendsten Vertreter der glänzend-

sten Periode unserer Literatur, und das macht diese Briefe besonders interessant. Was wir aber vor allem schätzen lernen, das ist die Art, wie Karoline sich durchzusetzen vermochte, wie sie sich zu immer größerer Klarheit durchrang, wie sie anregend und fördernd noch heute wirkt. Auch sie war eine Bahnbrecherin für die moderne Frauenbewegung und rang um die geistige Freiheit nicht nur für sich, sondern zugleich für die nachfolgenden Generationen ihres Geschlechts. Insofern ist ihre Gestalt und ihr Leben von Interesse für die proletarischen Frauen, die ja, indem sie für materielle Unabhängigkeit kämpfen, dem gleichen Ziele entgegenstreben: der Freiheit der Persönlichkeit.

Dorothea Karoline Albertine Michaelis war die Tochter des Professors David Michaelis in Göttingen. Sie wurde am 2. September 1763 in der kleinen Universitätsstadt geboren. Schon früh zeigte sie einen außerordentlichen Eifer, ihren Geist zu bilden. Mit fünfzehn Jahren korrespondierte sie schon in gutem Französisch mit ihren Freundinnen. Im Gegensatz zu sonstigen Briefen junger Mädchen handelt es sich in diesen Briefen fast ausschließlich um geistige Interessen. Karoline berichtet von ihren Sprachstudien, gibt Urteile ab über zeitgenössische Dichter und erzählt, daß sie wie Herkules alle Schwierigkeiten bei ihren Studien zu überwinden sucht. Sie las Rousseau, Dante, Shakespears im Original und war immer leidenschaftlich bemüht, alle neuen Werke der deutschen Literatur kennen zu lernen. Die bedeutendste ihrer Freundinnen war Theresia Heyne, deren bewegtes Leben sich häufig mit dem Karolines kreuzte. Das Urteil, das Theresia über sie gab, ist interessant und bedeutungsvoll. Sie nennt Karoline ein sehr kluges Mädchen, das aber zu viel Eitelkeit hat, um ohne Falsch zu sein, und zu wenig Welt und Erfahrung, um Toleranz zu besitzen. Theresias scharfes Urteil beruht zum Teil darauf, daß die beiden Mädchen von Kindesbeinen an Rivalinnen gewesen waren. Daß ein so kluges junges Mädchen in dem engbegrenzten Kreis der kleinen Universitätsstadt voller bürgerlicher Vorurteile viel Anstoß erregte, zumal ihr Temperament sie oft zu Unvorsichtigkeiten aller Art fortriß, läßt sich denken. Karoline schreibt selbst, daß sie ihren guten Ruf verloren habe, daß sie sich aber mit ihrem munteren Temperament über die Klatschereien hinwegsetzen vermöchte. In ihrem Elternhause fühlte sie sich nicht verstanden. Die Mutter zog ihre Geschwister vor. Dazu kam eine fehlgeschlagene Erwartung, eine unglückliche Liebe. So fühlte sich Karoline im ruhigen Hafen, als ein Freund ihres geliebten Bruders, Dr. Wöhmer, ihr seine Hand anrug.

Die meisten Briefe aus ihrer Brautzeit und jungen Ehe sind an ihre Freundin Luise Gotter, geborene Stieler, in Göttingen gerichtet. Weniger bedeutend als Theresia Heyne zeichnete diese wie ihr Mann sich durch tiefes Gemüt aus, war immer bereit, Karoline zu verstehen, zu trösten und ihr eine Heimat zu bieten, wenn ihr Lebensschiff an einer Klippe zu scheitern drohte. Wie dankbar Karoline diese Treue empfand, spricht sie in den schönen Worten aus: „Es ist so süß, geliebt zu werden, und kein Herz fühlt das mehr, keines ist dankbarer und gibt so Liebe für Liebe wie das meinige.“ So froh Karoline war, Göttingen verlassen zu können, so war das kleine stille Klausstal im Harz doch nicht der Ort, an dem sie mit ihren reichen Gaben, ihrem Wissensdurst, ihren vielseitigen Interessen sich wirklich wohl fühlen konnte. Voller Humor schildert sie die Schlafmühen der Gesellschaft, in die ihr Gatte sie einführt, deren Spirits keinen Spiritus haben, und die Unmöglichkeit, sich in die dortige Form hineinzugieken. Dr. Wöhmer selbst war ein vielbeschäftigter Arzt, zudem bei aller Güte nicht imstande, die geistigen Ansprüche der jungen Frau zu befriedigen. So suchte sie durch Lesen ihren geistigen Hunger zu stillen, und wie ein Rotschrei geht der Wunsch nach Büchern durch all ihre Briefe. „Ich bitte Dich um Brot, und Du gibst mir einen Stein“, schreibt sie ihrer Schwester, als diese ihr statt Bücher Hebräerhandschriften schickt.

Schon bald nach der Geburt ihres Töchterchens Auguste denkt Karoline an den Augenblick, wo sie das enge Klausstal verlassen wird: „Du wirst schütteln den Staub von deinen Fühen und doch mit leichtem Herzen die Höhe hinter dir sehen.“ Trotz allem gab sie sich redlich Mühe, ihre Pflichten als Hausfrau treulich zu erfüllen. Sie mag keine Nadel abstricken, ohne den Eifer und die Ausdauer, etwas fertig zu bekommen, und greift lieber zu verzweifelten Mitteln, um sich zu beschäftigen, als mit Gleichgültigkeit das Morgenlicht durch die Vorhänge schimmern zu sehen und ohne Satisfaktion sich niederzuliegen. Eine zweite Tochter war ihr geboren

worden: Theresie, Karoline war ihren Kindern eine ausgezeichnete, wenn auch nicht blind verliebte Mutter, und die Entwicklung der Töchter war ihr ein Trost in ihrer klaustralischen Einsamkeit. Früher, als sie geahnt hatte, nahm diese ein Ende. Köhmer starb im Februar 1788.

Aus dieser Zeit fehlen alle Briefe, und man weiß nicht, wie die junge Witwe den Verlust trug. Ihr elastischer Geist half ihr jedenfalls schnell, sich in die veränderte Lebenslage zu finden. Sie ging zunächst in ihr Vaterhaus nach Göttingen und knüpfte dort neue Beziehungen an, so mit dem Professor Meyer, nach seinem Gute Bramstedt genannt. In ihm hoffte sie wohl ein neues Lebensglück zu finden. Ihr Witwenlos war nicht ohne Sorgen, aber wie freute sie sich, ihr selbst unbewußt, der wiedergewonnenen Freiheit: „Es ist so hell um mich geworden, als wenn ich zum erstenmal lebte, wie der Kranke, der ins Leben zurückkehrt und eine Kraft nach der andern wieder erlangt und neue Frühlingsluft atmet und in nie empfundenem Bewußtsein schwelgt.“ Aus einem Brief an Meyer stammt auch Karolines stolzes Wort über die Armut, das sie anführt, als die Menschen von ihr erwarteten, sie würde sich in ihrer Not fester an sie anschließen: „Wir sind stolze Bettler, lieber Meyer, und ich lenne noch einige von der Art, lassen Sie uns lieber einmal eine Bande zusammen machen, einen geheimen Orden, der die Ordnung der Dinge umkehrt, und wie die Illuminaten die Klugen an die Stelle der Toren setzen wollten, so möchten denn die Reichen abtreten und die Armen die Welt regieren.“ Durch Meyer lernte Karoline den Dichter Bürger kennen und machte die für sie noch bedeutungsvollere Bekanntschaft August Wilhelm Schlegels, der damals in Göttingen studierte.

Ihr Aufenthalt in der Geburtsstadt war indes nur von kurzer Dauer. Karoline entschloß sich, zu ihrem Bruder nach Marburg zu ziehen, hauptsächlich aus Rücksicht auf die Erziehung ihrer Kinder, die sie als ein ihr anvertrautes Gut betrachtete, dem sie ihre eigenen Neigungen nachstellen mußte. Im Gegensatz zu so vielen Eltern, die Erziehung als eine Art Abrihtung nach ihrem Willen betrachteten, sah sie Karoline die Aufgaben der Erziehung in weit höherem Sinne auf: „Erziehung ist nach meinem Begriff nicht Abrihtung, das ist ein Zweck, den ich durch Strenge allenthalben erhalte, es ist die Entwicklung der angeborenen Anlage durch die Umstände.“ Erziehung ist ihr „eine Kunst, die eigentlich keine Kunst ist, sondern nur eine gewisse Untätigkeit, welche höchstens vor bösen Gewohnheiten zu bewahren und die ersten entscheidenden Eindrücke zu lenken sucht“. In die Marburger Zeit fiel die Nachricht vom Ausbruch der französischen Revolution. Im Gegensatz zu den meisten Frauen, die diese Nachricht mit Entsetzen erfüllte, war Karoline begeistert: „Die heutigen Zeitungen enthalten so große, unerhört prächtige Dinge, daß ich von ihrer Lektüre heiß geworden bin.“

Mit dieser Begeisterungsfähigkeit fand die lebenssprühende Frau aber auch in Marburg wenig Anklang. Dazu kam der Verlust ihrer jüngsten Tochter, die an einer Kinderkrankheit starb. Karoline plante daher bald die Übersiedlung nach Mainz, wo ihre Jugendfreundin Theresie Heyne mit dem Schriftsteller und Bibliothekar Johann Forster verheiratet war. Schon früher hatte Karoline gemeint, daß für diese Freundin außerordentliche Schicksale gemacht wären. Sie nennt Theresie intolerant, einseitig, aber sie erkennt rückhaltlos ihre reiche Begabung an. Forster erschien neben dieser bedeutenden Frau schwächer, als er sein mochte. Er war hauptsächlich Reisechriftsteller und schrieb nach Karolines Urteil zu viel Gutes für die Menge und zu viel Studium und Haschen nach gefühlvollem Raisonement für einzelne. Trotzdem zog es sie nach Mainz, da im Forsterschen Hause viele interessante Persönlichkeiten aus und ein gingen, und da sich zudem die Folgen der französischen Revolution dort am ersten bemerkbar machten. Aber ihre Jugendfreundin machte sie sich keine Illusionen, bemühte sich aber, ihr Meyers Anfeindungen gegenüber gerecht zu werden. „Sie ist wenigen alles; sollte sie lieber vielen etwas sein?“ In dem gleichen Briefe an Meyer spricht sich Karoline mißfällig über Schiller aus, der gerade sein hartes Urteil über Bürger abgegeben hatte: „Schiller hat Bürger um alle menschliche Ehre regenziert.“ Bürger hatte sich im Schmerz um seine geliebte zweite Gattin Polly durch die Briefe eines „Schwabenmädchens“, Elise Hahn, der späteren Dellamatorin, zur dritten Heirat bestimmen lassen. Diese „Frau Menschenschred“, wie Karoline Elise Bürger bezeichnete, hatte den Dichter ins tiefste Unglück gestürzt. Auch hier fand Karoline ein treffendes Wort: „An Bürger dem Ehemann rächt sich der Schatten seiner seligen Frau durch die lebendige.“

Aus allen Nöten, in die sie durch ihre Heimatlosigkeit, ihren Geldmangel und ihre unsichere Stellung gekommen war, hätte sich Karoline damals retten können. „Die gottlose kleine Frau, die kostete junge Witwe“ erhielt von dem Konfistorialrat Köpfer aus

Gotha einen Heiratsantrag, durch den sie mit einem Schläge in eine gesicherte Existenz gekommen wäre. Da stellte sie sich die Frage: „Willst du gebunden sein und gemächlich leben und in weltlichem Ansehen stehen bis zum Ende deiner Tage — oder frei, müdest du es auch mit Sorgen erkaufen?“ Sie ließ sich nicht verblenden und widerstand allem Predigen ihrer Gothaer Freunde. Vielleicht lebte auch in ihr die stille Hoffnung auf eine Verbindung mit ihrem Freunde Meyer. Doch fehlte diesem das Verständnis für die außerordentliche Frau, die so ganz andere Eigenschaften hatte als die, die man damals von einer braven Ehefrau erwartete. Seine Briefe scheinen viele gute Lehren und Ermahnungen zu enthalten zu haben. Auf seine Vorwürfe wegen ihrer Unbesonnenheiten antwortet Karoline sehr launig: „Ich hoffe, in meinem achtzigsten Jahre noch welche zu begehren, wenn ich nicht so glücklich bin, vor dem vierzigsten zu sterben.“

Zu diesen „Unbesonnenheiten“ gehörte Karolines eifrige Beteiligung am politischen Leben in Mainz. Daß sie dort sich auch einem leichtsinnigen Lebenswandel ergeben hätte, wie die Klatschbasen beider Geschlechter von ihr behaupten, ist kaum anzunehmen. Wie sie dachte, sagt sie in ihrem Urteil über die gefallsüchtige Elise Bürger: „Darum mühten Weiber keine Liebhaber haben, weil sie so leicht Kind und Wirklichkeit darüber vergessen.“ Ihrem lebhaften Naturell sagte die interessante politische Zeit ganz besonders zu, und in der Erwartung der Belagerung von Mainz meinte sie, daß sie ums Leben nicht von dort fortgehen möchte. Auch ihre literarischen Neigungen fanden im Forsterschen Hause, das der Mittelpunkt für eine Reihe bedeutender Menschen war, reiche Nahrung. Ihre Mutterpflicht blieb ihr trotzdem stets das Höchste, und voller Freude berichtete sie von der Entwicklung ihres Töchterchens. „Meine Mutterpflicht war mein Leitfaden, seit meine Kinder keinen Vater mehr hatten.“ Die Erfüllung dieser Pflicht suchte sie im Gegensatz zu dem damals üblichen pädagogischen Grundsatz der Strenge darin, ihr Kind nicht um seine Glückseligkeit zu bringen. Als Mainz 1792 von den Franzosen eingenommen war und ein Verein von Männern mit Forster an der Spitze als die sogenannten Klubisten sich für die Grundsätze der französischen Revolution erhoben, da wurde auch Karoline mitgerissen. Sie drückte led das Jakobinermüßchen auf ihre Locken und tanzte in schwärmerischer Begeisterung mit ihren Freunden um den Freiheitsbaum. Damit erregte sie natürlich das Entsetzen aller guten Philister. Aber auch hochstehende Geister, wie Schiller und Goethe, verpotieten sie in ihren Kenien. Es kam noch dazu, daß gerade in diesen Tagen Theresie Forster ihren Gatten verließ. Statt die Schuld in ihr zu suchen und in ihrer unharmonischen Ehe, schob die böse Welt Karoline die Schuld an dem Ehezerwürfnis zu. Diese nannte aber Theresens Schritt den ersten, den sie ohne Rücksicht mißbilligt, und hielt es nur für ihre Pflicht, Forster bei der Weiterführung des Haushalts unter den erschwerenden Verhältnissen des Belagerungszustandes beizustehen.

Lange war das nicht möglich, denn Karoline wurde als Franzosenfreundin verdächtigt und mit ihrem Töchterchen auf die Festung Königstein gebracht. Ihre Gothaer Freunde Gottler suchten Wilhelm v. Humboldt für sie zu interessieren, ebenso A. W. Schlegel, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmal tätig in Karolines Leben eingriff. Humboldt schrieb an Schlegel über die Briefe, die er von ihr erhielt: „Grade der hohe Geist, den Sie so schön schildern, drückt sich in ihnen auf eine äußerst charakteristische Art aus.“ Karoline ertrug übrigens ihre Gefangenschaft mit großem Mut. „Sie benimmt sich männlicher, wie unglückliche Weiber gewöhnlich tun.“ Ihre Gesundheit wurde sehr geschwächt in den Tagen, von denen sie meint, daß die Schreden und Angst und Beschwerden eines einzigen hinreichen würden, ein lebhaftes Gemüt zur Raserei zu bringen. Aber Karoline bewahrte die innere Heiterkeit der Seele und ihre Unabhängigkeit. Ihr Gerechtigkeitsgefühl empörte sich gegen die Behandlung der Gefangenen, die durch deutsche Hände gingen, gepöndert und bis auf den Tod geprügelt worden waren. Das bildete ihrer Meinung nach eifrige Freiheitsjöhne. Sie selbst lacht die Großen aus und verachtet sie, wenn sie tief vor ihnen „suppliziert“.

Es gelang endlich den verschiedenen Anstrengungen, Karolines Freiheit zu erwirken. Eine Reihe ihrer früheren Freunde, darunter auch Meyer, wandten sich nun von ihr ab. Sie erfuhr die Kleinlichkeit und Lieblosigkeit der Menschen, aber auch das erschütterte weder ihren Mut noch das Bewußtsein, daß sie nicht anders handeln konnte, als sie gehandelt hatte, wenn sie ihrer eigenen Natur treu bleiben wollte. In ihrer Vaterstadt Göttingen wurde Karoline die Aufnahme verweigert. Sie nahm zuerst ihren Aufenthalt in Gotha bei der Familie Gottler, die dieses gefährlichen Gastes wegen von vielen gemieden wurde, aber treu zu Karoline hielt. Der Trost bei allen Erlebnissen blieb ihr ihre Tochter, und

es gibt wohl kaum einen Brief, in dem sie nicht voller Freude von deren körperlicher und geistiger Entwicklung berichtet. Stets ist sie darauf bedacht, daß Augustens Bildung sich natürlich entfaltet. Sie selbst blieb nach wie vor bestrebt, ihren Geist zu bilden. Sie las damals den zweiten Teil von Wilhelm Meister mit großem Vergnügen, aber auch mit der Überzeugung, daß sich die Welt dagegen noch mehr wie gegen den ersten Teil auflehnen würde. Sie war mit ihrer Mutter nach Braunschweig gezogen, denn ihr Plan, in Dresden zu leben, wurde durch ein Verbot der Behörden vereitelt.

In dieser Zeit knüpften sich Karolines Beziehungen zu August Wilhelm Schlegel immer enger. Auch seine Geschwister Friedrich und Charlotte traten in freundschaftlichen Verkehr mit ihr. Aus den Briefen an Friedrich Schlegel entnimmt man, wie Karoline trotz aller Unannehmlichkeiten, die ihr die Schwärmerei für die Republikaner eintrug, an ihrer Neigung für die Freiheitskämpfer treu festhielt. Ihr blieben die Neufranken eine Kulturation, die sie den alten Griechen gleichstellt, und in ihrer temperamentvollen Weise erklärte sie aus dem Klima und den Produkten des Landes die Stürme von Leidenschaft, die die Revolution hervorbrachte. Weniger freundlich als die Geschwister stellte sich Schlegels Mutter zu der bevorstehenden Verbindung ihres Sohnes mit der seltenen Frau. Gleich so vielen besorgten Müttern legte sie großen Wert darauf, etwas über die Vermögenslage der zukünftigen Schwiegertochter zu erfahren. Sie hörte zwar über diese, daß sie die armuttschlechte und geistvollste Frau wäre, die man sich denken könne, aber sie beunruhigte sich doch sehr, daß die Heirat der Zukunft ihres Sohnes Schaden könnte. Indessen war diese Besorgnis hinfällig. Als das junge Paar in Jena 1796 seinen Einzug hielt, zeigte es sich, daß dort doch eine freiere Luft wehte als sonst irgendwo in Deutschland.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Die verbesserte Kochkiste.

Seit einer langen Reihe von Jahren benutze ich nun tagtäglich eine selbstgefertigte Kochkiste, wie ich sie einst in der „Gleichheit“ beschrieb. Sie ist mir unentbehrlich geworden, denn sie entbeht mich für Stunden der Aufsichtung der Speisen; sie gestattet mir ohne Erhöhung des Geldauswandes eine abwechslungsreichere Kost, sie spart Feuerung, hält die Küche frei von überflüssiger Wärme und Kochdünsten, und sie macht schließlich viele Speisen wohlschmeckender und leichter verdaulich als bei der üblichen Zubereitung auf dem Herd. Im Laufe der Jahre habe ich bei meiner Kochkiste einige Verbesserungen angebracht, die ich den Leserinnen der „Gleichheit“ zur Nachahmung empfehlen möchte.

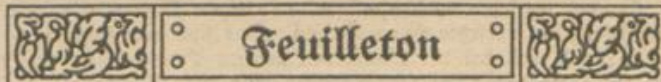
Ursprünglich war meine Kochkiste mit Heu gestopft. Als ich nach jahrelanger Benutzung an die Erneuerung dieser Füllung gehen mußte, nahm ich Holzwolle, die sich ebenso vortrefflich bewährte. Besonders gut ist die grobe Holzwolle von Eierkisten. Die Füllung braucht gar nicht so übermäßig fest zusammengestampft zu sein. Kleine Lufträume dazwischen sind auch schlechte Wärmeleiter. Außerdem kann man dann leicht Töpfe verschiedener Größe in der Kiste unterbringen. Die Füllung wird dann an den Seiten nach Bedarf etwas auseinandergehoben oder zusammengedrückt. Der Boden muß natürlich völlig eben und festgestampft werden. Im Anfang benützte ich nur ein großes, mit Heu gestopftes Kissen zum Zudecken der beiden in der Kiste nebeneinander untergebrachten Töpfe. Jetzt habe ich außerdem für jeden Topf ein kleines Kissen. Nun brauche ich die Kochtöpfe nicht mehr gleichzeitig einzusetzen. Ich kann sie in beliebigen zeitlichen Abständen nacheinander der Kochkiste anvertrauen und sie ebenso wieder herausnehmen, ohne daß der in der Kiste zurückbleibende Topf merkbar abkühlt. Benütze ich gewöhnliche Kochtöpfe, deren Deckel nie so fest schließt, wie dies bei den richtigen Kochkistentöpfen der Fall ist, so lege ich das kleine Kissen bereits auf den Topf, wenn ich ihn vom Feuer nehme. So kann sich der Deckel nicht so leicht verschieben. Das große Kissen wird selbstverständlich auch benützt und über beide mit den kleinen Kissen bedeckte Töpfe gebreitet und an den Seiten festgestopft.

Die wichtigste Verbesserung an der Kochkiste ist jedoch die Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit durch Einlegen eines erhitzten Schamottesteines. Die sogenannten Feingeländchen-Kochkisten gehören bekanntlich zu den besten Selbstkochern, die zurzeit im Handel sind. Leider sind sie zu teuer, als daß ihre Anschaffung im bescheidenen proletarischen Haushalt allgemein möglich wäre. Aber die zur Wärmeaufspeicherung verwendete runde Schamotteplatte des Feingeländchen-Apparates ist einzeln käuflich. Sie ist mit einem eisernen Reifen und mit einem Ring zum Anfassern versehen und kostet je nach Größe 1,10 bis 1,00 Mk. Einen solchen Feingeländchenstein kauft man sich in einem großen Haushaltsartikelgeschäft oder in einem

Warenhaus und einen Asbestochsteller von derselben Größe für etwa 25 Pf. dazu. Nun kann man in der mit Heu oder Holzwolle gefüllten Kochkiste fast ebenso gut und schnell kochen wie in dem teuren Feingeländchen-Apparat. Während man die Speisen kurz vorlockt, erhitzt man die Wärmeplatte auf dem Gaslocher, im Herdfeuer oder im Winter auch im Zimmerofen. Der Stein muß so heiß werden, daß einige darauf gespreikte Tropfen Wasser zischend verdampfen. Dann faßt man den Stein mit einer Zange am Ring, legt ihn in die mit dem Asbestochsteller ausgelegte Öffnung der Kochkiste, setzt die im verschlossenen Topf angelockte Speise vom Feuer schnell darauf, deckt das Kissen darüber und schließt die Kiste. Während man in der gewöhnlichen Heu- oder Holzwollekiste die Kochdauer immer auf ungefähr das Doppelte der gewöhnlich zum Garwerden nötigen Zeit berechnen muß, braucht man bei Verwendung des Schamottesteines kaum mehr als die sonst bei Herd- oder Gasfeuer übliche Zeit. Oft ist der Stein beim Herausnehmen der Speise noch so heiß, daß er einen Topf mit kaltem Wasser, Milch oder dergleichen zu erwärmen vermag. Wird die Kiste nach dem Gebrauch immer gut gelüftet, so bleibt sie frei von Speisegerüchen, trocken und appetitlich.

Daß viele Speisen bei der Bereitung in der Kochkiste ganz besonders wohlschmeckend werden, kommt daher, daß heftiges Kochen den meisten Speisen nicht zuträglich ist, wohl aber das langsame Garwerden (bei Schmorfleisch, Kochfleisch, Gemüsen) und das allmähliche Aufquellen (bei Hülsen- und Körnerfrüchten, Mehlspeisen und dergleichen) bei einer dicht unter der Siedehöhe liegenden Temperatur. Ferner werden das Aroma der Speisen, die Duft- und Geschmacksstoffe der Gewürze den Gerichten besser erhalten, weil in der fest verschlossenen Kiste nichts entweichen kann. Schließlich trägt zum erhöhten Wohlgeschmack der Speisen auch bei, daß sie gleich mit dem nötigen Schweißmehl vorgekocht werden, während man dies bei dem sonst üblichen Kochverfahren des leichten Anbrennens wegen gewöhnlich erst am Schlusse der Kochzeit zusetzt und nur noch gar werden läßt. In der Kochkiste aber, wo Anbrennen und Überkochen nicht vorkommen können, wird die Mehlsbindung langsam vollkommen gar und verleiht der Speise erhöhten Wohlgeschmack. Bei den ganz außerordentlichen Schwierigkeiten, die die Führung der Küche den Hausfrauen der minderbemittelten Klassen und vor allem den erwerbstätigen unter ihnen heute bereitet, wird ihnen die Benützung dieser Küchenbefehle doch manchen Dienst leisten können.

M. Kt.



Beim Gemeindevorsteher. (Fortsetzung.)

„Dir, Gneis, wird man wohl nicht extra was bezahlen brauchen,“ fand Nielsen — „es wär' denn, du hast die gewisse Mittel Branntwein im Konsum auf Vorkommen,“ fügte er lachend hinzu.

„O, da küm' man schön an. Ohne Geld kriegt man doch nirgends was als Geschrei und Getu,“ entgegnete Gneis und spie voll Zorn aus.

„Du kriegst doch so, was du brauchst, von der Kommune.“

„Freilich, freilich; aber es tät' einem doch auch manchmal wohl, einen eigenen Pfennig zu haben.“

Hans Nielsen überhörte gänzlich den von Gneis ausgesprochenen Wunsch und fuhr fort:

„Und du, Franz, ja du weißt doch, daß du dich in meine Scheuer legen kannst, wann du nur willst; jetzt kennst du ja schon — wenn man so sagen darf — die Lokaler; und die Tür steht auch alleweil offen, so weiß ich nicht, ob — hehe.“

„Om, nei—n; hm, nei—n; ich muß nichts — ä — ich muß gar nichts haben für den Tag Arbeit, das ist ja nicht der Rede wert,“ sagte Franz und schüttelte sich in seinem bünnen Kittel.

„Jetzt zu dir, Mette,“ sagte Hans Nielsen, „du möchtest wohl gern eine Kanne Milch für die Kinder mit heim haben; und auf eine Meße Erdäpfel, wenn der Acker umgepflügt wird, soll's auch nicht ankommen, wenn du dir sie hinterm Pflug selbst auslesen magst.“

„Ja, ich dank' schön; da könnt' ich weiter nicht klagen,“ meinte Mette, „wenn's nur nicht geht wie voriges Jahr, wo sie so lang in der Erde geblieben sind, bis sie wurmig waren, daß sie nicht einmal die Schweine gemocht haben.“

„Aber da bist ja jetzt du, Sofie! Wie sollen wir zwei es miteinander halten?“ bemerkte Nielsen in dem Gefühl, daß es hier an denbeutel gehen würde, da sich Sofie als die Unabhängige fühlte.

„Ja, ich will, hol mich der Teufel, meinen Taglohn haben!“ er-
käufte Sofie.

„Das versteht sich,“ versetzte Hans Nielsen, „den haben doch die
andern auf ihre Weise auch bekommen.“

„Nein, das gilt bei mir nicht; ich will bar ausgezahlt sein,“
betonte Sofie mit starkem Kopfnicken.

„Na, wer hat denn auch was anders gesagt?“ beschwichtigte
Niels. „Bist du zufrieden mit 75 Ore?“

„Nein, Gott bewahre!“ sagte Sofie. „Wenn ich nicht meine
Krone dafür haben soll, daß ich den ganzen langen Tag daliegen
und mich schinden und auf der Erde herumrutschen tu, so rühr'
ich mich überhaupt nicht aus dem Haus; das hab' ich schon oft
zum Jens gesagt; da bleib' ich daheim bei meiner Weberei; da
weiß man doch, woran man ist, und sitzt wenigstens trocken.“

„Du bist aber schon bald grad so teuer wie ein Mannsbild,“
versetzte Nielsen, indem er mit einem Seufzer das Kronenstück
hervorzog. Die andern blickten mit langen Hälften nach, wie es
über den Tisch seinen Weg zu Sofie nahm.

Nun war die Reihe an den alten Pver gekommen.

Außer seinem bißchen Tagelöhnerarbeit versah er auch noch die
eines Begräbers, der, von der Gemeinde angestellt, für eine
oder zwei Mark * des Tags mit der schweren Schaufel die meilen-
langen Wege im ärgsten Kot und Schlamm abging, um die aus-
gefahrenen Geleise mit Schotter auszufüllen.

Das hätte, schien es dem alten Pver, am Ende nicht so viel zu
sagen gehabt, wenn man nur die paar armseligen Schillinge auch
gleich bekommen hätte, nachdem sie verdient worden, aber zumeist
mußte er zwei- bis dreimal vergebens rennen, bevor es dem ge-
bieterrischen Herrn Gemeindevorsteher gefiel, mit dem Geld heraus-
zurücken.

„Na, Pver, du hast jetzt zugeseht, wie die Sofie mir zuseht
hat, soll man vielleicht auch von dir ausgebeutelt werden?“

„Nein, nein, gewiß nicht, Hans Nielsen,“ sagte Pver, die roten
Augen trocknend. „Von wegen dem einen Tag, da red' ich gar
nicht weiter. Aber du wirst wohl wissen, daß ich schon etlichemal
bei dir gewesen bin wegen dem Weggeld — ich hab' es ja schon
die ganzen letzten drei Monate nicht gekriegt — und wir haben
bald schon keinen Bissen Brot mehr daheim; auch fürs Schwein
hätt' ich gern ein paar Körner Mais gekauft, und auf Worg, da
gibt ja niemand etwas her. Wenn du mir vielleicht nur zehn
Kronen derweil geben möchtest, so könnt' das andere für später
stehen bleiben.“

„Kommst du schon wieder mit deiner ewigen Quengelei wegen
dem Weggeld,“ versetzte Hans Nielsen. „Das sind doch Gemeindegel-
den; und was hat der Quark mit meinen Erdäpfeln zu tun? Ich
hab' s dir doch schon gesagt, dafür muß immer Vorzeige ge-
troffen sein, daß Geld da ist für die laufenden Ausgaben; und
das geht wahrhaftig nicht an, die Gemeindegasse auszuleeren, daß
sie dann blank ist bei ‚unvorhergesehenen Fällen‘. Da gibt's mehr
als einen, der viel länger warten muß als du. Ihr kleinen Leute,
ihr glaubt, die Administration, die geht wie 's Haar aus der But-
ter, aber das ist wahrhaftig nicht nur so, die Gemeinde aufrecht
zu halten. Ihr habt keine Steuer und braucht nicht herhalten, aber
ganz was anderes ist's, wenn man dasteht und die Verantwortung
trägt.“

Bei diesen Worten redete Hans Nielsen seinen Bauch über den
Tisch zu dem armen Begräber vor, steckte die Daumen in die
Armslöcher der Weste und trommelte heftig mit den langen Fingern
auf seinen Brustkasten.

Doch nun lochte der Jörn in Pers Brust, und unversehens fuhr
ein heißer Strahl Hans Nielsen ins Gesicht.

„Das ist doch bei Gott das Erbärmlichste, was mir mein Leb-
tag noch vorgekommen ist! Eine reiche Bauerngemeinde, und will
einem armen Teufel von Straßenräumer seinen elenden Taglohn
nicht auszahlen, sondern läßt ihn den langen Weg ein übers andre-
mal rennen, trotzdem ihm die paar Schilling so leicht gezahlt wer-
den könnten, als man sich ein Haar wegzupft. Das begreif' ich
nicht, daß Ihr Euch nicht in den Hals hinein schämt; denn das ist
doch so lumpig, daß jeder rechtschaffene Mensch sich umdrehn und
Euch anspuhen muß! Ihr verdient, beim Henker, daß man Euch
in die Zeitung setzt.“

Hans Nielsen war feuertrot geworden.

„Hör' du, mein Lieber, mir scheint, du vergisst, wo du bist und
wer du bist. Vorderhand bist du noch nicht drin im Gemeinderat;
dazu wird's vielleicht noch eine Weile brauchen. Wir pflegen vor-
derhand keine so Grünen zu nehmen. Und jetzt möchte ich dir
raten, dir ein wenig eine Dremse anzulegen. Denn hier bin ich
Herr im Haus, du — — — Gemeindejunge!“

* Eine dänische Mark gleich 35 deutsche Pfennige.

„Pst! Teufel, großschnäuziger Proh!“

„Was hast du gesagt?“ Hans Nielsen pflanzte seinen braun-
roten Bart dicht vor ihn hin, warf sich aber dann kurz auf seinem
Abfah herum und ging, steif wie eine Wildsäule, in sein Schlaf-
zimmer.

Gleich darauf kehrte er zurück und schmiß mit einer verächt-
lichen Handbewegung vier Beihkronenscheine dem Straßenräumer
vor die Nase.

„Sei so gut und quittier!“

„Nein, Hans Nielsen, wenn es so in einem Jörn ist, daß du mir
sie geben tust, da mag ich sie heut gar nicht haben, gar keine Ned,“
beteuerte der alte Pver, „da schau ich lieber, daß ich mich noch
eine Weile so behelf.“

Hans Nielsen sagte kein Wort weiter, sondern begann die Quit-
tung auszufertigen. „Seh da deinen Namen her,“ sagte er, gebie-
terisch auf das Papier deutend.

„Nein, wie ich sag', Hans Nielsen...“

„Willst du sie haben oder willst du sie nicht haben?“

Ohne weitere Einwendungen zu wagen, umfaßte der alte Pver
den Federstiel wie eine Keimstange und schrieb.

Schweigend und umständlich und unter vielen scheuen Seiten-
blicken nach dem Vorsteher hin legte der Straßenräumer die
Scheine zusammen und ließ sie in den schlotterigenbeutel ver-
schwinden.

Nun war nur noch eine übrig. Während der letzten bewegten
Szenen hatte sie gehustet, daß ihr die Rippen krachten. Woher sollte
sie nach dem, was hier vorgegangen war, den Mut nehmen, mit
ihrer Bitte herauszurücken? Und andererseits hatte sie es Anders
so feist versprochen, sie vorzubringen, daß sie sich daran wagen
mußte.

„Na, jetzt hat also ein jedes, was ihm zukommt!“ bemerkte
Hans Nielsen und machte Miene, die Stube zu verlassen.

„Vergißt du nicht die Vine da?“ sagte nun Sofie. „Sie hat doch
auch ihren Strich Ader durchgegraben.“

„Na ja, kann sein, daß — —?“

„Nein, dafür, da will ich gewiß nichts verlangen. Aber um was
anders tät ich dich recht inständig bitten, Hans Nielsen.“

„Hab' mir's gedacht,“ entgegnete dieser.

„Ich traue mich gar nicht damit heraus. Es ist meist wegen dem
Anders. Er ist ja arg zugerichtet, der Arme, und es wird wohl
noch viel Zeit hingehen, bevor er wieder was verdienen kann. Jetzt
ist's schon die neunte Woche; es ist recht streng für uns, ja gewiß!
Daß er auch nicht einen Funken Hilfe von keiner Seite hat haben
können, wo ihm doch die Hand zerquetscht worden ist, das wil
einem gar nicht eingehn.“

„Ja, solche Sachen gehen nach dem Gesetz!“ warf Hans
Nielsen ein.

„Das tun sie freilich wohl,“ gab Vine zu und hustete herzzer-
reißend. „Aber schon vierzehn Tage haben wir keinen Löffel Zu-
speise im Haus gehabt, und hätt' man nicht die Kuh, man müß
hin werden. Eine ganze Familie aber, die kann doch nicht allein
von der Kuhmilch leben; und der Väder will jetzt auch nichts mehr
auf Worg geben. Und der Anders fällt gradzu ab, daß es ein
Jammer ist mit anzusehen, er, der doch inwendig nicht krank ist
Ich will nicht von mir und den Kindern reden; denn die eine, die
in die Schule geht, hat schon nicht so viel wie ein Lot Fleisch auf
den Knochen. Ach, Jesus, wie es uns schlecht geht hinten und vorn
Ja, solang er seine Hand hat brauchen können, der Anders, do
war's ganz was anders; denn das ist wahrlich nicht seine Art,
müßig zu sitzen. Aber was soll so ein Unglücklicher anfangen? Die
paar Kronen, die ich verdien, ich armes, krankes Mensch, die
langen nicht weit. Und da hab' ich dich also bitten wollen, Hans
Nielsen, ob du uns nicht ein Klein wenig Hilfe könntest zukommen
lassen in der harten Zeit, damit man nicht geradezu drin ersäuft.“

Vine hielt einen Augenblick inne und schaute zu dem Gemein-
vorsteher auf, indes ihre Tränen auf die Ranten ihres ausge-
fransten Kopfstücks niederrannen.

„Ja, Hilfe, was meinst du denn?“ warf der Vorsteher ein.
„wollt ihr jetzt vielleicht Unterstützung von der Gemeinde?“

„Nein, nein, Hans Nielsen, das will der Anders in keiner er-
denklichen Art; nein, davon will er nichts wissen, das hat er mit
oft genug gesagt, eh ich fortgegangen bin, daß ich die nicht und
nicht anrufen darf. Aber die freie Armenkasse — ich weiß freilich
wohl, es gibt so viele, die sie brauchen, die gibt's ja jederzeit. Gott
besser's — aber könnt nicht doch noch was mehr für uns abfallen,
wenn es noch so wenig wär, jetzt, wo es so schwer für uns aus-
schaut?“

(Schluß folgt.)